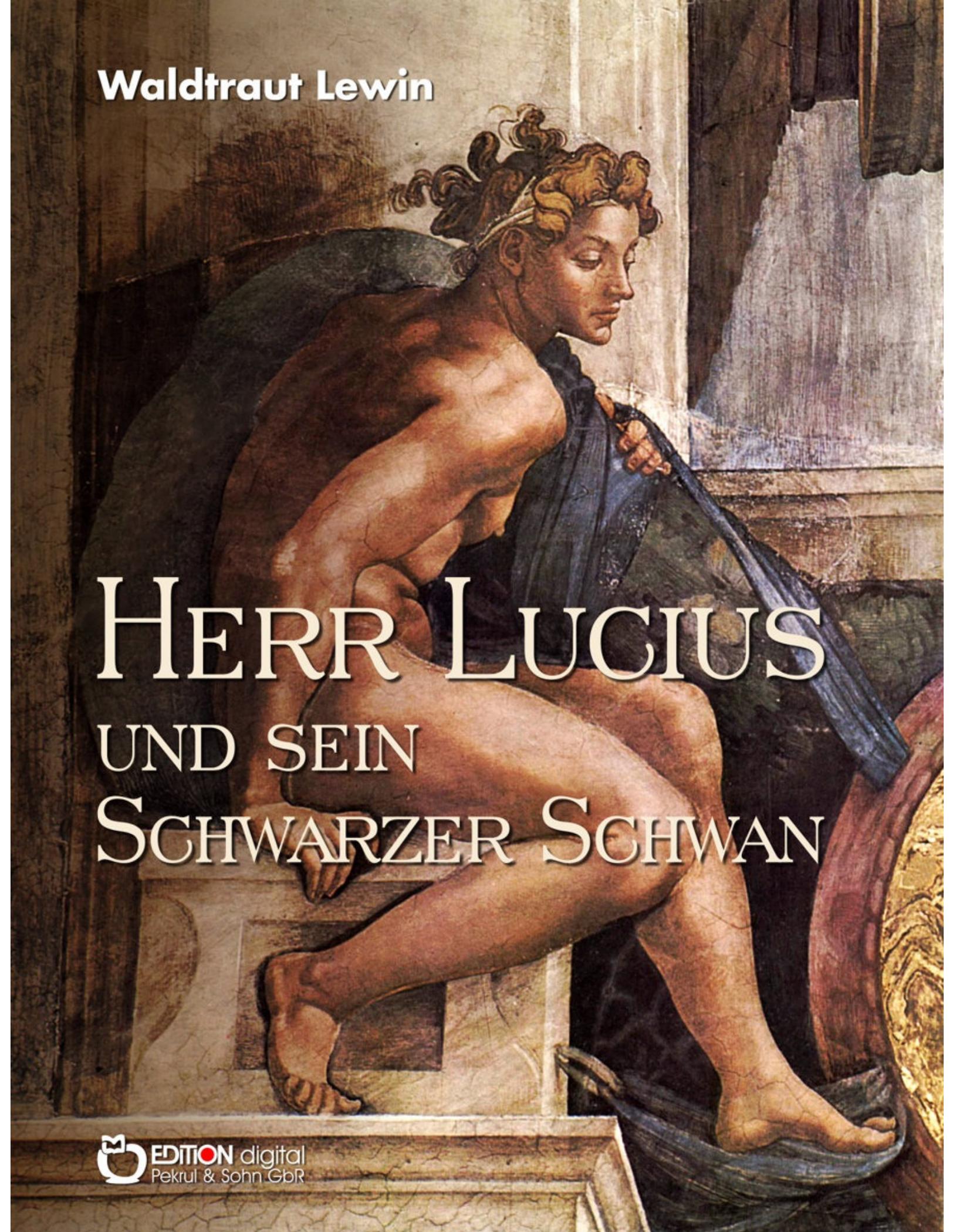


Waldtraut Lewin



# HERR LUCIUS UND SEIN SCHWARZER SCHWAN

Ich muss verrückt sein, dass ich denke, er verhöhnt mich - ich muss verrückt sein oder er.

Indem er aufsteht, machst du die Entdeckung, dass ihr gleich groß seid, das irritiert dich noch mehr, denn in der Erinnerung ist er einen halben Kopf größer und nicht in der Lage und auch nicht gewillt, dir so unverhohlen und schamlos in die Augen zu starren, wie er es jetzt tut, um seinen neuen Herrn zur Kenntnis zu nehmen: einen gut aussehenden Römer in eleganter griechischer Haustracht, am Finger den kostbaren Ring, von dem der Riss an der Lippe zeugt, ein Mann, der bei aller Jugend schon etwas ist, man hat Vermögen, Namen, Bildung, Gesittung und Prinzipien; ein sympathischer junger Mann, alles in allem, der eigentlich keinerlei Grund hat, vor diesem Wrack von Sklaven so ungemein unsicher, ja schuldbewusst dazustehen, dass es sogar dieses asketische Gespenst zu dauern beginnt, wie es scheint, denn der Sklave beendet die schon unerträgliche Situation gnädig, indem er beiläufig sagt: „Sie erlauben, domine, dass ich mich wieder lege, ich bin noch unsicher auf den Beinen. Welche Wünsche haben Sie an mich?“

Hiermit könnte nun ein Gespräch zwischen Herrn und Sklaven beginnen. Sie könnten sich möglicherweise mit sehr viel Scharfsinn austauschen über das Wesen der Sklaverei und die Wahrscheinlichkeit - oder Unwahrscheinlichkeit -, dieses Wesen durch die Lehren der Menschlichkeit zu beeinflussen, zu bessern oder gar zu wandeln. Zweifellos hat der zwar jetzt etwas derangierte, aber ansonsten gescheite und belesene Auletes auf Anhieb eine Reihe sehr schöner Klassikerzitate bei der Hand, als da ist zum Beispiel Herakleitos oder auch Epikur, mit denen er seinem einstigen Schüler seinen Standpunkt klarmachen könnte - und ohne Weiteres weiß Lucius darauf manches Durchdachte und von seiner Warte aus Zutreffende zu sagen. Leider, es kommt nicht dazu. Denn beide beginnen einen Zank.

Schuld ist Auletes, der sich nach seiner seltsam zwielichtigen Begrüßung als unduldsam, bissig und unfreundlich erweist. Lucius' Bemerkung, der Arzt halte ihn fast für genesen, quittiert er mit einem hämischen Lachen. Was dieser Arzt denn von ihm wisse, der ihn betrachtet habe wie einen in Seide verpackten rüddigen Hund. Lucius entschuldigt sich und den gelehrten Mann, der wohl noch zu keinem solchen Fall gerufen worden sei.

„Es war auch unnötig“, sagt Auletes schroff. Das Ganze sei grotesk (er spricht das Wort auf eine unangenehm scharfe Weise aus, es steht mit einem Ausrufezeichen versehen im Raum), und dieser Herr, der ja offenbar ein berühmter Mann sei, habe recht. Man berufe keine Modeärzte zu ausgepeitschten Sklaven, wenn diese Sitte einrisse, würde wohl die Ärzteschaft des Ewigen Rom an Überarbeitung zugrunde gehen.

Auf dieses Verdikt hin gelingt es Lucius immer noch, ruhig zu bleiben (dergleichen ist ihm noch nie gesagt worden, wie überhaupt dieser Ton etwas ganz Neues für ihn ist) und darauf hinzuweisen, dass jener Arzt ihn bäte (er sagt: „er bittet dich“),

vernünftiger zu essen.

Nun allerdings wird Auletes unangenehm. Er erklärt geradezu, das sei ja wohl ausschließlich Sache seines Herrn, der dann eben anordnen müsse, ihm weniger zu geben. Er habe lange genug hungern müssen und denke nicht daran, es weiter zu tun, wenn er nicht müsse.

Es ginge nicht ums Hungern, sondern um vernünftiges Essen, meint Lucius verstört, aber da hat er nun gerade das Rechte gesagt, sein Gespenst beginnt wieder zu lachen (er lacht dich aus, Lucius, offen ins Gesicht!).

„Was, im Namen aller Götter, hat die Vernunft mit dieser ganzen Sache zu tun, domine?“

Dem jungen Herrn steigt es heiß die Kehle herauf, er erhebt sich von dem Stuhl, den er an das Bett seines Dieners gezogen hatte, und starrt ihn an, und der sagt: „Wenn Sie wieder zuschlagen wollen, könnten Sie vielleicht die Linke nehmen, wegen des Ringes? Aber ich will Ihnen da natürlich keine Vorschriften machen.“

Mit dem Fuß aufstampfen und brüllen sind Schulbubenmanieren, aber wie soll man sich helfen? „Ich verbitte mir deine Unverschämtheiten!“ ist auch nicht gerade geistvoll, aber gesteh dir's ein, er hat dich matt gesetzt.

(Es ist seltsam, wie dieser Mensch ihn reizt. Wie er ihn um alles in der Welt zum Schweigen bringen möchte oder verletzen. Ich schlage mein Lebtag keinen Sklaven, sie interessieren mich zu wenig. Bei ihm jedoch. Damals, als der Vater ihn schlug, welch Entsetzen!)

Sie sind gemeinsam ausgefahren, eins von Lucius' zahlreichen Baugeländen zu besichtigen, draußen am Marsfeld. Lucius kutschiert seinen schönen Viererzug selbst, die Knaben (sein Sohn und dessen Lehrer) sitzen links und rechts von ihm.

Auletes bleibt mit dem Pferdewärter beim Wagen, und als sie zurückkommen vom Klettern über Steinbrocken, sitzt er auf der Wegböschung im Gespräch mit einem Mädchen, einem gewöhnlichen Ding vom Lande, mit einem Korb voll Feigen, von denen sie ihm wohl verkaufen wollte, einer rundlichen kleinen Italikerin.

Sie unterhalten sich beide gut, man kann zwar nicht verstehen, was sie sprechen, aber ihre Stimmen sind anmutig wie Musik in der abendlichen Landschaft, sie lachen, die Bäuerin quietscht, und Auletes redet lauter, als seine Römer an ihm gewohnt sind, und wie er dasitzt, ist zumindest neu: locker, vornübergebeugt, die Beine übereinandergeschlagen, das alles ist fast ein kleiner abendlicher Flirt, bis Lucius ihn anruft.

Die Stimme geht seinem Sklaven durch den Körper wie ein Peitschenhieb, er springt auf, auch das Mädchen, das „ui je“ sagt und „na dann“ und „du liebe Zeit“ und ihren Korb nimmt und achselzuckend weiterschlendert; was gehen sie

schließlich die Leute aus Rom an, mit deren nettem Sklaven sie ein bisschen geplaudert hat? Indessen Lucius schon mit langen Schritten heran ist (sein Sohn bleibt zurück hinter seiner Eile), den Auletes an der Schulter fasst und ihn ohrfeigt.

„Vater, was hat Auletes getan?“, rufst du, und er wendet dir sein gerötetes, erregtes Gesicht zu mit der Entgegnung, dass dich das alles ja wohl nichts angehe und du dich nicht in die Erziehung seiner Sklaven mischen sollest.

Worauf ihr bei der Heimfahrt alle miteinander kein Wort mehr redet, die Plätze sind gewechselt, du selbst in der Mitte, außer dir vor Verwirrung und Ärger. Auletes sitzt abgewandt und beugt sich aus dem Wagen, sein Haar verdeckt dir sein Gesicht, man sieht eigentlich nur seine Nasenspitze und schließlich, auf der Hälfte des Weges zwischen dem Marsfeld und eurem Haus (verstohlen zu ihm schielend) diese Nasenspitze eine Träne entlangrollen. Diese Erinnerung ist nun vollends dazu angetan, dein Herz zu rühren, und du sagst: „Auletes. Auletes, ich will nicht mit dir streiten. Ich will dein Freund sein. Kannst du nicht ein einziges Mal versuchen, mit mir so zu reden wie damals?“

„Ich fürchte, das wird nicht gehen“, sagt der Sklave kalt. „Wir haben uns doch etwas verändert, scheint mir. Sie trugen damals noch nicht diesen schönen Siegelring.“

Lucius wendet sich, wie er da steht, auf dem Absatz um und geht hinaus.

Es erweist sich, dass diese zwar etwas brutale Art, seinen Herrn zu behandeln, zumindest den gewünschten Erfolg bringt, den nämlich, in Ruhe gelassen zu werden, vorsichtig seine schmerzenden Schultern anders betten zu können und zu versuchen, wieder einzuschlafen, was im Augenblick das wichtigste ist. Wichtiger als die Kindereien gewisser junger Herren, deren Reden die Welt kaum verändern werden.

Lucius, vor seinem Sklaven davongelaufen, fühlt sich äußerst beschämt. Wenigstens hätte er ja noch etwas sagen können wie: „Du bist der hochmütigste und ungerechteste Mensch, der mir je vorgekommen ist, aber nicht einmal dazu hat es mehr gereicht.“

Vielleicht muss man ihm mehr Zeit lassen. Und Lucius kommt sich äußerst großmütig vor, aber im Grunde schenkt er diese Zeit wohl mehr sich als dem da.

## **Die aufrichtige Bärin**

Mit unverminderter Begierde begibt er sich zu den fatalen Hausarchiven zurück, anstatt, wie es eigentlich an der Tagesordnung wäre, seiner Verlobten einen Besuch abzustatten in der Villa nördlich des Tiber. Nein, er hat nichts Eiligeres zu tun, als nun den Brief seines Vaters zu lesen, diesen Brief an seine Tante Ursa - überschwemmt dabei von Erinnerungen an alte Zeiten, als sei er ein Greis, dessen Gedächtnis von Erlebtem zehrt.

„Meine aufrichtige Ursa, Unvergleichliche“, schreibt Lucius, und schon ist er wieder lebendig, sein Briefstil hat ihn getreulich konserviert. Das ist sein Atem, sein Geist, seine warme, ausdrucksvolle Stimme, fröhlich und mit gelassener Frivolität: „Meine aufrichtige Ursa, Unvergleichliche“. Selbst seine herbe Schwester, die ihn so streng missbilligt, kann sich dem Bann nicht entziehen.

Die Aufrichtige. Die Unvergleichliche. Die Bärin - auch dieser Übername stammt von ihm. Er versteht es, jemanden schmeichelnd zu benennen und seine Umgebung mit Rosenknospen, Sternen, Schwarzen Schwänen und Bärinnen zu bevölkern. Namen, die Lucius gibt, bleiben, weil sie treffen. So auch „Ursa“. Ja, so ist, so steht sie im Raum, groß, laut, rechthaberisch und stürmisch. Wenn sie und Lucius in einem Zimmer sind, ist eigentlich für keinen weiter Platz (und meistens auch nicht einmal für sie beide); zum Glück kommen sie selten zusammen, denn Emilia meidet ihren Bruder, wo sie nur kann, diesen verlorenen Sohn und entarteten Quiriten, denn sie hält's mit Moral und altrömischer Lebensart, zum Gaudium Der Stadt.

„Die verrückte Schwester des Lucius“ heißt sie (verrückt ist zwar auch die Frau Gemahlin dieses Herrn, aber deren Verrücktheit ist von gängiger, gleichsam modischer Art und damit entschuldbar, während diese Variante ungewöhnlich und leicht ridikul ist). Bekleidet mit irgendeinem Gewand in klassischem Faltenwurf, mit den nötigen Attributen versehen, könnte sie ausgezeichnet die Göttin Roma darstellen, wie man sie hundertfünfzig Jahre zuvor bildete: ein starkknochiges, gesundes, bäurisches Weib mit grobem, nicht unhübschem Gesicht, wachen großen Augen, aus denen die Gesinnung einer Juno spricht, und einem üppigen Mund. Das Verrückte an ihr ist nicht, dass sie Prinzipien hat (die hat irgendwo jeder), sondern, dass sie sie befolgt.

Mit sechzehn Jahren heiratete sie, gegen den Willen ihrer patrizischen Familie, irgendeinen windigen Demagogen der Popularenpartei, der die Ideen der Gracchen ein Jahrhundert zu spät in die Tat umsetzen wollte - es heißt, seine von unverdauten demokratischen Phrasen strotzenden Ansprachen arbeitete sie ihm aus. Zum Glück kam der Senat noch rechtzeitig auf die Idee, den jungen Mann, ehe größeres Unheil geschehen konnte, nach Hispania abzuschicken, wo er im Kampf gegen barbarische Stämme, die da bekanntlich stets ihr Wesen treiben, den Heldentod starb.

Emilia, hoch in anderen Umständen, betrauerte ihren Gatten wie eine Andromache und ging zwei Jahre in Schwarz. Sie gebar einen Sohn, der nach seiner Geburt starb und auf dessen Grabmal sie pathetische Ennius-Verse einritzen ließ, und verkündete ihren Entschluss, sich nicht wieder zu vermählen. Ganz Rom wartete auf den Wortbruch der Ehernen Witwe - man wusste damals noch nicht, dass Emilia ihre Entschlüsse durchzuführen pflegte. Sie blieb eine univira, eine Frau, die nur einem Mann gehört hatte; ein Wundertier von exemplarischer Größe in dieser Stadt, von ganz Rom bestaunt und hinter vorgehaltener Hand bekichert.

Die junge Witwe kehrte ins Haus ihres Bruders zurück - fest entschlossen, die lässige Moral ihres geliebten Lucius zu heben und seine alexandrinischen Sitten auf den Pfad altrömischer Tugend zurückzuführen. Das Haus hallte wider von den Auseinandersetzungen der Geschwister, von Lucius lachend, wenn auch verärgert, von der Bärin mit der erbitterten Energie einer Prophetin geführt. Zunächst hatte sie eine Verbündete in Julia, der Schwägerin. Julia hoffte, der Pfad der Tugend führe geradenwegs zu ihrem Bett, war ihrerseits von den Vorzügen ehelicher Liebe vor denen der Libertinage felsenfest überzeugt und zog eifervoll gegen die Verderbnis der Lebensführung und Luxus und Verschwendung zu Feld, solange es nicht ihr Luxus war, sondern der ihres Mannes - bis Emilia, die Aufrichtige, die Unvergleichliche, ihren heiligen Zorn auch über sie ausschüttete, weil sie ungeschickte Sklavinnen beim Frisieren folterte und für ein Kleid mehr ausgab, als ein italischer Kleinbauer mit seiner jährlichen Olivenernte verdiente (Julia hatte von der Existenz dieser Leute noch nie gehört). Nun schien es erst richtig zu beginnen, war aber leider auch sofort zu Ende. Julia, im Rücken ihre zehn Millionen, forderte stürmisch die Entfernung dieser „impertinenten Volkstribunin, dieser altrömischen Trulle ohne Taille und Manieren“.

Zu Lucius' Leidwesen. Er liebt sie zärtlich, mit großer Nachsicht für ihre Verdrehtheiten, und vor allem, er braucht sie, diese Bärin, die als einzige imstande ist, mit männlichem Geist und planender Strenge Ordnung in sein lässiges Hauswesen und seine unübersichtlichen Finanzen zu bringen. Natürlich ist es Irrsinn, wenn jemand fordert, die großen Latifundien aufzulösen, aufs Land zu gehen und den Anbau von Kohl selbst zu überwachen, wie einst Cincinnatus, oder die Würde Roms in hausgewebten Togen am flackernden Herdfeuer zu vertreten - aber hinter diesem Irrsinn wohnt der ungenutzte Intellekt eines begabten Logikers, den der Zufall in Weiberröcke gesteckt hat, und diesen in Emilia versteckten Feldherrn, Redner und Prätor muss und kann man nutzen.

Nur Langeweile lässt Emilia zur Politikerin und Sittenrichterin werden, meint Lucius und hat zum Glück einen Plan, dem abzuhelpfen.

Er hat in den Sabinerbergen ein kleines verlottertes Landgut, das sich gerade selbst erhält, eine Wirtschaft von dreißig Sklaven, übel verwaltet - genau die richtige Größe für ein altrömisches Mustergütchen im Geschmack des alten Cato, dessen Werke die Kopfkissenlektüre Emilias darstellen.